

Valérie Zenatti
Leihst du mir deinen Blick?

Valérie Zenatti, 1970 in Nizza geboren, hat ihre Jugend in Israel verbracht. Dort leistete sie auch, wie alle jungen Männer und Frauen, ihren Militärdienst ab. Heute lebt sie als Autorin in Paris, außerdem übersetzt sie Bücher aus dem Hebräischen. Ihre Jugendromane sind von ihren Erfahrungen des israelischen Lebens geprägt. ›Leihst du mir deinen Blick?‹ ist ihr erstes ins Deutsche übersetzte Buch und stand auf der Nominierungsliste des Deutschen Jugendliteraturpreises.

Valérie Zenatti

Leihst du mir deinen Blick?

Eine Freundschaft zwischen
Jerusalem und Gaza

Roman

Aus dem Französischen
von Bernadette Ott

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtvjunior.de**

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell unter
www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.

*Für Sophie und Jérôme,
les Lumineux*



Ungekürzte Ausgabe

7. Auflage 2018

2008 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Erstmals 2006 in deutscher Sprache erschienen.

Titel der französischen Originalausgabe:

›Une bouteille dans la mer de Gaza‹

Text von Valérie Zenatti

© 2005 l'école des loisirs, Paris

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2014 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Kerstin Schürmann/formlabor, Hamburg

Foto © Thomas Hegenbart/Agentur Focus

Übertragung des Coverzitates ins Hebräische: Rut Debel

Gesetzt aus der Sabon 10,5/14'

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78223-4

Ihr hattet eine Taube versprochen
Einen Ölbaumzweig
Ihr hattet den Frieden in unseren Häusern versprochen
Ihr hattet den Frühling versprochen
Und Blüten
Ihr hattet versprochen, eure Versprechen zu halten
Ihr hattet eine Taube versprochen . . .

Winter 73

Samuel Haggisfri

israelischer Liedermacher

Er sagte mir Lebewohl . . . Er war auf der Suche nach
weißen Lilien,
Nach dem Morgengruß eines Vogels
Auf einem Ölbaumzweig.
Er nahm die Dinge wahr,
Wie er sie fühlte . . . und er spürte sie.
Heimat, sagte er, ist da,
Wo ich den Kaffee meiner Mutter trinke
Und am Ende eines Tages ruhig einkehre.

Der Soldat, der von der weißen Lilie träumte

Mahmoud Darwich

palästinensischer Dichter

Jerusalem, 9. September 2003

Wir leben in Zeiten der Finsternis, der Trauer und des Schreckens. Die Angst ist wieder da.

Meine Mutter hatte zum dritten Mal gesagt, dass ich ins Bett gehen soll, weil morgen die Schule früh losgeht. Und dann klirrten die Fensterscheiben, mein Herz machte in meinem Brustkorb einen großen Sprung, bis in den Hals hinauf. Eine Sekunde später wusste ich: Eine Explosion hat stattgefunden, ganz in unserer Nähe.

Eine Explosion, das heißt nichts anderes als ein Attentat.

Mein großer Bruder Eytan, der zurzeit seinen Militärdienst als Sanitäter ableistet, rannte sofort mit seinem Erste-Hilfe-Koffer hinaus. Mein Vater zögerte einen Augenblick, dann folgte er ihm. Mama weinte, nahm mich in die Arme und machte wie immer vier Sachen gleichzeitig: Sie schaltete den Fernseher, das Radio, das Internet an und stürzte sich auf ihr Handy. Das nenne ich eine hoch technologische Reaktion.

Ich flüchtete in mein Zimmer und wusste, dass heute Abend niemand mehr kommen würde, um zum zehnten Mal zu wiederholen, dass ich endlich das Licht ausmachen soll. Ich könnte sogar morgen zu spät in

die Schule kommen oder überhaupt nicht dort auftauchen, niemand würde mir deswegen Vorwürfe machen. Es würde reichen zu sagen: Das Attentat hat in meinem Viertel, in meiner Straße stattgefunden, ich hatte die ganze Nacht Alpträume, ich fühlte mich wie gelähmt, meine Beine zitterten, ich hatte Angst, aus der Wohnung auf die Straße zu gehen. Und unsere Mathematiklehrerin, Frau Barzilai, würde mir glauben, obwohl wir morgen bei ihr eine schriftliche Prüfung haben.

Wenige Minuten nach der Explosion hörten wir die Sirenen der Krankenwagen. Es ist ein grässliches Geräusch, das die Luft zerschneidet und das Trommelfell zerfetzt. Wie das fürchterliche Gejaule einer Katze, die sich den Schwanz in einer Tür eingeklemmt hat, aber in einer Lautstärke, die den Bässen bei einem Rockkonzert alle Ehre machen würde. Fünf, sechs, sieben Krankenwagen, danach habe ich sie nicht mehr gezählt.

Ich höre Mama, die immer noch am Telefon hängt, und die überdeutliche, abgehackte Stimme einer Reporterin aus dem Radio oder dem Fernsehen. Es hat bestimmt Tote gegeben. Es gibt fast immer Tote. Aber ich will nicht wissen, wie viele es waren, und auch nicht wer. Nicht heute. Nicht bei diesem Anschlag, der direkt nebenan passiert ist.

Ich würde gerne einen Schalter finden, mit dem die Stille herbeigezaubert werden kann. Aber wie macht man das?

Ich gehe in die Küche, um etwas Wodka mit Zitrone zu trinken. Mama hat mich nicht gesehen. Auf dem

Rückweg in mein Zimmer nehme ich die Ohrenstöpsel mit, die Papa immer im Schwimmbad benutzt. Wenn ich außerdem den Kopf unter meinem dicken Kopfkissen vergrabe, schaffe ich es vielleicht einzuschlafen, auch wenn ich weiß, dass morgen früh keiner zu mir sagen wird, dass alles wieder gut ist und dass ich doch nur einen schlimmen Traum hatte.

Ich habe den Wodka nicht gut vertragen. Offenbar ist ein halbes Glas zu viel für mich. Heute Morgen hatte ich Kopfweg und mein Gesicht war ganz geschwollen.

»Mein kleiner Bugs Bunny«, sagte Eytan zu mir und fuhr mit den Fingern durch meine Haare. Mein Bruder ist der einzige Mensch auf der Welt, der mir die Haare zerzausen darf, ohne sich dafür sofort eine Ohrfeige einzufangen. Was er auch weiß und schamlos ausnützt.

Er lächelte mich an. Er sah nicht aus wie jemand, der sich die Nacht mit Horrorerlebnissen um die Ohren geschlagen hat. Aber wie sieht jemand aus, der die Hölle zu Gesicht bekommen hat? Eytan ist zwanzig Jahre alt, er macht seinen Militärdienst in Gaza, er sieht den Horror jeden Tag, vielleicht nur jeden zweiten Tag, wenn es dort ruhig ist. Wahrscheinlich hat er gelernt, die Gräueltaten nicht mehr wahrzunehmen oder zu verdrängen, sonst würde er schon bald wie ein alter Mann wirken.

Es ist seltsam. Ich habe noch nie so viel geschrieben wie gestern Nacht und heute. Es gibt in meiner Klasse Mädchen, die Tagebuch schreiben. Sie notieren darin

jeden Tag, was sie erlebt haben. Das hab ich nie gemacht. Weder um meine Liebesgeschichten durchzukauen, noch um loszuwerden, wie fürchterlich alt und unsäglich dumm meine Eltern sind, und auch nicht, um meinen Träumen nachzuhängen. Zumindest stelle ich mir vor, dass man solche Dinge in ein Tagebuch schreibt.

Als ich dreizehn Jahre alt wurde, schenkte mir meine Großmutter *Das Tagebuch der Anne Frank*, die Aufzeichnungen eines jüdischen Mädchens, das während des Zweiten Weltkriegs zwei Jahre lang mit seinen Eltern und seiner Schwester in Amsterdam in einem Versteck überlebte, bis alle doch noch deportiert wurden. Sie träumte davon, Schriftstellerin zu werden, vor allem aber, frei zu leben, ins Kino zu gehen, in einem Park spazieren zu gehen, die Bäume anzuschauen, Vogelgezwitscher anzuhören, und das alles, ohne Angst haben zu müssen, von den Nazis verhaftet und getötet zu werden. In dem Unterschlupf lebte noch eine andere Familie mit ihrem Sohn, der Peter hieß und in den sie sich verliebte. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob sie ihn wirklich geliebt hat oder ob sie gar keine andere Wahl hatte, weil er der einzige Junge in ihrer Umgebung war.

Am traurigsten aber fand ich, dass im Nachsatz des Tagebuchs zu lesen war: *Anne Frank starb einen Monat vor der Befreiung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen.*

Einen Monat ... Das ist so wenig. Ich habe den Satz

mindestens zehnmal gelesen und danach habe ich mir oft vorgestellt, Anne Frank in den Arm zu nehmen und zu sagen: »Halt durch, deine Hölle wird bald zu Ende sein, sie wird nicht dein ganzes Leben lang andauern, nur noch vier Wochen. Halt durch, du wirst bald frei sein, dann kannst du ins Kino gehen, die Bäume betrachten, die Vögel zwitschern hören und sogar Schriftstellerin werden. Bleib am Leben, bitte!«

Aber ich besitze keine übermenschlichen Kräfte, ich habe auch keine Maschine, mit der ich eine Zeitreise in die Vergangenheit machen könnte, und wenn ich darüber nachdenke, stelle ich fest, dass mich das unendlich traurig macht.

Ich weiß immer noch nicht, warum ich das alles aufschreibe. Meine Schulnoten in Literatur und Hebräisch waren immer ganz gut, aber auch nicht mehr, und es ist auch nicht mein Traum, später einmal Schriftstellerin zu werden. Ich möchte später Filme drehen. Ja, ich will Filmregisseurin werden. Oder Kinderärztin, ich habe mich da noch nicht ganz entschieden. Aber seit gestern Abend spüre ich dieses unglaubliche Bedürfnis zu schreiben, ich denke an nichts anderes mehr. Wie ein Strom von Wörtern, die unbedingt aus mir herausmüssen, damit ich überleben kann. Mir kommt es so vor, als ob ich niemals mehr damit aufhören könnte.

Ich habe natürlich mitbekommen, was in den Nachrichten gemeldet wird. Ich kann nicht verhindern, dass meine Augen sehen und meine Ohren hören. Die

Schlagzeilen der Zeitungen und die Stimmen aus dem Radio dringen überallhin. Sie berichten von der Katastrophe.

Der Selbstmordattentäter hat seine Bombe im Café Hillel explodieren lassen. Es hat sechs Tote gegeben. Man nennt das hier einen Terroranschlag mittlerer Größe, das heißt, dass noch zwei Tage davon die Rede sein wird, und es werden auch noch ein paar Artikel in den Wochenendausgaben der Zeitungen erscheinen.

Es hat eine Tragödie gegeben. Eine Katastrophe im Kern der Tragödie. Eine junge Frau ist gestorben, zusammen mit ihrem Vater. Heute wollte sie heiraten. Ein paar Stunden bevor sie ihr Brautkleid hatte anziehen wollen, wurde sie getötet. Nur noch kurze Zeit, dann hätte der Fotograf das Brautpaar zu den schönsten Orten Jerusalems gebracht, um dort die Fotos von dem Paar zu machen, das einmal viele hübsche Kinder haben wird ... Der Bräutigam-dem-nur-noch-ein-paar-Stunden-zur-Heirat-fehlten stand fassungslos und betäubt vor dem Sarg. Er wollte seiner Braut den Ehering überstreifen, aber der Rabbiner hat ihm das verboten. Er hat gesagt, dass es nach dem religiösen Recht verboten ist, einen Ehebund mit einer Toten einzugehen.

Ich würde gerne wissen, ob das religiöse Recht auch einen eigenen Paragraphen für das Verhalten im Fall von abgrundtiefer Verzweiflung vorgesehen hat.

Ich schließe die Augen, um das Gesicht der jungen Frau zu vergessen, die niemals heiraten wird. Sie war gerade erst zwanzig. Nicht einmal drei Jahre älter als

ich. Wie würde mein weiteres Leben verlaufen, wenn ich wüsste, dass ich nur noch drei Jahre vor mir hätte? Dass ich danach sterben müsste? Ich weiß es nicht, und das ist sicher eine ziemlich blödsinnige und sinnlose Frage, aber es ist eine Frage, über die ich die ganze Zeit nachdenken muss.

Wenn die Angst wiederkommt, wie es in diesen Tagen der Fall ist, dann vergessen wir alle, wer wir sind. Das spüre ich bei mir selbst und um mich herum. Wir sehen uns nur noch als mögliche Opfer, als Körper, die jeden Augenblick blutend und leblos zusammenbrechen können, weil irgendjemand beschlossen hat, sich neben uns in die Luft zu sprengen. *Ich möchte gerne wissen, wer ich bin, was mein innerstes Wesen ausmacht. Wodurch würde sich mein Tod von jedem anderen Tod unterscheiden?* Ich bin mir sicher, wenn ich diese Frage meinen Eltern oder meinen Freunden stellen würde, dann würden sie mir mit weit aufgerissenen Augen und mit freundlicher Stimme raten, erst einmal auszuschlafen und mich zu entspannen. Wahrscheinlich ist das auch der Grund, weshalb ich mit dem Schreiben begonnen habe: um nicht die anderen dadurch zu erschrecken, dass ich solche Gedanken in meinem Kopf habe. Und damit sie mich nicht insgeheim für verrückt halten.

Weißer Tauben am Himmel

Ich heiße Tal Levine. Ich wurde am 1. Juli 1986 in Tel Aviv geboren, aber ich lebe hier, in Jerusalem. Ich weiß, dass Jerusalem auf der ganzen Welt bekannt ist, und wenn es tatsächlich Außerirdische geben sollte, dann werden auch sie den Namen schon gehört haben, denn es ist eine Stadt, die immer wieder in die Schlagzeilen gerät. Aber niemand kennt Jerusalem so gut wie mein Vater und ich.

Die große Leidenschaft meines Vaters gilt der Geschichte und der Archäologie und er ist einer der berühmtesten Touristenführer in ganz Israel. Wenn ein hoher Staatsbesuch kommt, dann wendet man sich an ihn, damit er die Steine mit seinen Erzählungen zum Leben erweckt. Er ist ein Zauberer. Er hat klare grüne Augen, die aufleuchten, wenn er zu erzählen beginnt, wie König David einst beschloss, in dieser felsigen Hügellandschaft, fernab vom Meer oder einem Fluss, die Hauptstadt seines Königreichs zu errichten, wie sein Sohn Salomon dort einen Tempel und Paläste errichtete, wie Nebukadnezar und später die Römer den Tempel zerstörten. Er redet auch über die letzten Stunden von Jesus am Kreuz, als dieser noch im Sterben auf die Hügel von Jerusalem herabsah. »Du musst dir immer

vor Augen halten, Tal«, sagt er häufig zu mir, »dass sich hier alles ereignet hat und sich hier auch in Zukunft alles ereignen wird.« Um dann fortzufahren und zu erzählen, wie die Kreuzritter in das Heilige Land zogen, um dort von den Muslimen das Grab Christi zurückzuerobern. Danach folgten die langen Jahrhunderte, in denen die Heilige Stadt ihre ganze Pracht einbüßte. Die heutige Altstadt, winzig klein und von der großen Mauer erdrückt, war vor hundert Jahren alles, was davon noch übrig geblieben war. »Enge, finstere Gassen«, erzählt mein Vater, »Gassen, in denen die Esel die Menschen anrempelten, ohne sich darum zu kümmern, ob sie Juden, Christen oder Muslime waren. Ein paar Tausend Menschen, fromme, brave Leute, hüteten die heiligen Stätten der drei Religionen, in der Überzeugung, dass sie die Letzten seien, die die Erinnerung daran noch bewahrten, und dass die große, weite Welt, die in das Zeitalter der Moderne aufgebrochen war, die Stadt Jerusalem und mit ihr das Herz des Universums bereits vergessen hatte. Aber sie täuschten sich. Als die Juden beschlossen, in das Land ihrer Väter zurückzukehren, um als ein freies Volk leben zu können, begannen die Streitereien um die Stadt. Die Juden erklärten, dass sie die ersten Siedler dort gewesen seien, bereits vor dreitausend Jahren, dass es in der Bibel so geschrieben stehe und dass sie zweitausend Jahre lang, solange sie kein eigenes Land besaßen, alle ihre Gebete immer gen Jerusalem gerichtet hätten. Woraufhin die Muslime antworteten, dass sie seit dreizehn Jahrhun-

dernten in der Stadt lebten, was nicht gerade wenig genannt werden kann, und dass ihr Prophet Muhammed von diesem Ort in den Himmel aufgestiegen sei. Aber auch die Christen meldeten sich zu Wort, mit dem Hinweis, dass Jesus Christus in Jerusalem gestorben, begraben und auferstanden sei und dass seine Wiederkehr am Ende der Zeiten mit großer Wahrscheinlichkeit an der gleichen Stätte geschehen werde, weshalb es ratsam sei, dass einige ihrer Gläubigen ihn unablässig dort erwarteten. Du weißt, was geschehen ist, Tal. Anstatt sich friedlich zu einigen und diese Stadt so zu lieben, wie sie es verdient, haben sie seit fünfzig Jahren nicht aufgehört, sich um sie zu prügeln, wie sich früher Männer um eine Frau prügeln konnten, voller Leidenschaft und jeden Tag stärker von Hass auf den Nebenbuhler erfüllt. Dabei merken sie überhaupt nicht, dass ihr Zwist diejenige, die sie zu lieben glauben, immer stärker verletzt und auf gewisse Weise auch zerstört. «

So spricht mein Vater. So hört es sich an, wenn er von Jerusalem erzählt. Er ist ein Geschichtenerzähler, ein Fabulierer, mit dem ich stundenlang durch die Straßen schlendern kann, auf einer Zeitreise durch die Jahrtausende. Er hat mich gelehrt, meine Stadt mit anderen Augen zu betrachten als die meisten Menschen hier. Ich weiß, dass es auf der Welt viele faszinierende Städte gibt, ich träume davon, eines Tages nach Paris, Venedig, Peking und New York zu reisen, aber ich weiß schon jetzt, dass ich hier, in Jerusalem, leben will.

Leben und nicht sterben.

Und schon bin ich wieder bei meinem Thema, ich komme immer wieder darauf zurück, es gelingt mir nicht, an etwas anderes zu denken. Nach kurzer Zeit kreisen meine Gedanken wieder um das Bombenattentat, das hier ganz in der Nähe geschehen ist, ich kann es nicht vergessen.

Vor ein paar Jahren machte ich mit meinem Vater und Eytan eine Wanderung in der Nähe des Toten Meeres. Ich stürzte und verletzte mich dabei ziemlich schlimm. Es war eine scheußliche Wunde, aber ich konnte nicht wegschauen, ich starrte wie gebannt auf das Blut, auf den langen, klaffenden Riss, der vom Knie bis zur Wade reichte, und ich hatte das Gefühl, dass mein Bein gar nicht mehr zu mir gehörte, dass es nicht mehr mein eigenes Bein war.

Jetzt, nach dem Attentat, fühle ich mich ganz genauso. Zwar ist mein Körper heil geblieben, aber in meinem Kopf ist alles in tausend Scherben zersplittert. Ich muss daran denken, wie oft ich ins Café Hillel gegangen bin, mit Eytan, wenn er Urlaub machte, oder mit meinen Freundinnen. Ich muss daran denken, dass wir zufällig auch dort hätten sein können. Ich kann es nicht fassen, dass das Leben von so einem winzigen Zufall abhängen kann: ob man zu einer bestimmten Zeit gerade Lust hat, sich in das Café ein paar Häuser weiter zu setzen, oder nicht.

Seit drei Jahren haben wir hier zahllose Attentate. Manchmal jeden Tag eines, manchmal sogar zwei an einem Tag, man würde es gar nicht mehr schaffen, am

Fernseher alle Beerdigungen mitzuverfolgen und mit den Familien um die Toten zu trauern, es hat bereits viel zu viele gegeben.

Die Leute sagen, dass man sich daran gewöhnt. Ich kann es nicht.

Ich bin mit der Hoffnung aufgewachsen, dass es zwischen den Palästinensern und uns auch noch etwas anderes geben kann als zerfetzte Körper, Blut und Hass.

Am 13. September 1993 war ich erst sieben Jahre alt, aber ich erinnere mich noch sehr gut an den Tag. Papa und Mama waren nicht zur Arbeit gegangen, sie hatten kiloweise Chips, Würstchen und Pistazien gekauft, ja sogar Champagner. Sie strahlten übers ganze Gesicht und konnten es vor dem Fernseher vor lauter Unruhe kaum aushalten.

Es kommt sehr selten vor, dass wir tagsüber vor dem Fernseher sitzen.

Es kommt noch viel seltener vor, dass meine Eltern riesige Mengen an Knabberzeug einkaufen.

Es ist äußerst selten vorgekommen, dass wir Kinder, Eytan und ich, uns damit den Magen vollstopfen durften, ohne dass sie uns deswegen ausschimpften.

Und es war ein geradezu unerhörtes Ereignis, dass sie mir, obwohl ich erst sieben Jahre alt war, tatsächlich Champagner in mein Glas einschenkten.

Wahrscheinlich ist das alles der Grund dafür, weshalb ich mich so gut an den 13. September 1993 erinnern kann. Auf dem Bildschirm war unser Premierminister Jitzhak Rabin zu sehen. Er stand vor einem

großen Haus, das aussah wie aus Puderzucker gemacht. Neben ihm ein Mann, der mich irgendwie an einen Schauspieler in einer amerikanischen Fernsehserie erinnerte. Das war Bill Clinton, der Präsident der Vereinigten Staaten. Er fasste Jitzhak Rabin an den Schultern und die beiden gingen auf einen lustig aussehenden Mann zu, der ein großes, schwarz-weiß kariertes Tuch um den Kopf trug. Der Reporter im Fernsehen redete ununterbrochen. Ich begriff, dass der Mann mit dem Tuch der Palästinenserführer Jassir Arafat war. Rabin und Arafat schüttelten sich die Hand. Auf dem Rasen vor dem Weißen Haus (auf dem Bildschirm war eingeblendet: »Direktübertragung aus dem Weißen Haus, Washington«) standen ganz viele Männer in dunklen Anzügen und klatschten Beifall, als ob es sich dabei um eine riesengroße Heldentat handelte.

Damals habe ich meinen Vater und meine Mutter zum ersten Mal weinen sehen. Das war mir peinlich und ich glaube, dass ich es ihnen auch übel genommen habe. Sie hatten plötzlich Gesichter wie zwei verletzte kleine Kinder, die Tränen liefen ihnen über die Wangen und ich verstand überhaupt nichts mehr. Am liebsten hätte ich sie geschüttelt und zu ihnen gesagt: »Ihr sollt wieder eure normalen Gesichter haben, die ich kenne. Ihr könnt ernst oder streng oder liebevoll zu mir sein, aber ihr sollt wieder meine normalen Eltern sein. Und Eltern heulen nicht. Sie wissen alles, sie sind stark, sie lassen sich durch nichts umhauen, und vor allem fangen sie nicht wie ein Wasserfall zu heulen an,

bloß weil zwei Männer sich die Hände geschüttelt haben.«

Ich erinnere mich auch, dass ich große Angst bekam, denn wenn meine Eltern weinten, konnte das nur bedeuten, dass ein schlimmes Unglück geschehen war und dass unser Leben sich ab sofort ändern würde. Der Champagner, die Chips, die Würstchen und die Pistazien hatten sie bestimmt eingekauft, um unser letztes Beisammensein zu feiern oder ein ähnlich dramatisches Ereignis, einen unumkehrbaren Wendepunkt in unserem Leben.

Papa schaute mich an: »Komm mal her zu mir, Tal.«

Dann nahm er mich auf den Schoß, streichelte mir über das Gesicht und sagte: »Manchmal weint man auch vor Glück, meine Kleine. Und heute sind wir sehr, sehr glücklich. Was du gerade gesehen hast, war ein ganz großer Augenblick. Die Palästinenser und wir, die Israelis, werden hier endlich friedlich miteinander leben. Es wird in diesem Land niemals, niemals wieder einen Krieg geben, vielleicht müssen Eytan und du nicht einmal mehr zum Militär. Das ist eine Nachricht, die uns zutiefst bewegt, denn davon haben wir ganz lange geträumt.«

Er glaubte an den Frieden, mein Vater. Und weil ich alles glaube, was er mir sagt, waren wir an diesem Tag schon mindestens zwei, die in den Himmel über Jerusalem weiße Tauben aufsteigen sahen.